



Marco Baschera
Zürich

Eloge der Anfänglichkeit

Zum Verhältnis der Einzelsprachen in der Mehrsprachigkeit¹

Cet article traite la question du rapport entre les différentes langues dans le plurilinguisme. D'une part, il soutient la thèse selon laquelle pensée et langue sont intimement liées, mais, d'autre part, il s'oppose à la théorie d'un relativisme absolu qui prétend que chaque langue possède sa manière à elle de penser. A l'aide d'une poésie de Mallarmé, il montre à quel point la littérature est capable d'ouvrir les registres trop restreints d'une langue dite de communication, et à quel point une ambiguïté irréductible qui lui est inhérente peut nous amener à considérer les langues dans un état de naissance continue qui les met en rapport avec d'autres langues. En évoquant "Le monologisme de l'autre" de Derrida, il aborde pour finir les questions délicates de l'identité linguistique et culturelle ainsi que celle de l'unité d'une langue. Il constate une impossibilité de parler de "sa propre" langue, celle-ci étant déjà plurilingue, un mélange d'autres dialectes et langues. Le monolinguisme est toujours celui de l'autre, d'une nation, d'un empire, etc. qui veulent réduire les langues à l'Un, à l'hégémonie de l'homogène.

Die Mehrsprachigkeit eines Landes oder eines Kontinents wirft die Frage nach der Verständigung zwischen den einzelnen Sprachgruppen auf. Oft wird die Mehrsprachigkeit zu Unrecht als ein Hindernis für eine solche Verständigung angesehen. Der „Mehrwert“, der in der Mehrsprachigkeit sowohl eines Landes, wie auch einzelner Sprecher liegt, wird dabei durch ein kurzsichtiges Denken unterschlagen. Dieses versteht die Sprachen als ein blosses Mittel, das dazu dient, etwas auszudrücken – Gefühle, Gedanken, Meinungen –, das bereits vor dem sprachlichen Ausdruck besteht, und das, weil es sprachunabhängig existiert, in alle Sprachen gleich gut übersetzt werden kann. Wenn dem so ist, so wird weiter argumentiert, dann genügt auch eine Universalsprache – momentan ist es das Englisch –, um alle andern Sprachen zu ersetzen. In extremer Weise zeigt sich dieses Denken in der Ökonomie und den Wissenschaften. In diesen Bereichen werden logische, universell geltende Sachbezüge hergestellt, die erst hinterher durch Sprache ausgedrückt werden können und müssen. Im Wort „Logik“ verbirgt sich jedoch eine Schwierigkeit, die gerade die Trennung von Denken und Sprache betrifft. So bedeutet bekanntlich das altgriechische Wort „Logos“ Sprache und Denken zugleich. Es meint die Vereinigung ganz verschiedener rationaler, mathematischer sowie sprachlich-erzählerischer Vorgänge². Übersetzungen dieses Wortes in andere Sprachen müssen jeweils zwei verwandte Wörter verwenden, um, wie das griechische, die enge Verflechtung von Sprache und Denken anzudeuten, so etwa im Lateinischen „ratio/oratio“ oder im Französischen

„compter/conter“, im Englischen „account/count“ oder etwa im Deutschen „zählen/erzählen“. Das griechische Wort „Logos“ erinnert somit alle andern Sprachen gerade in Begriffen, wie „Logik“ oder „Biologie“ usw., an die Untrennbarkeit von Sprache und Denken. Wenn die Sprachen das Denken beeinflussen, dann ist die Verschiedenheit der Sprachen nicht einfach umgehbar durch eine universelle Verkehrssprache, dann zeigt diese Verschiedenheit auch eine solche der Denkweisen an.

Aber in welcher Sprache und in welchem Denken soll über diese Verschiedenheit nachgedacht werden? Da scheinbar jede Einzelsprache ihre eigenen Denk- und Sichtweisen hat, bliebe eine solche Abhandlung der Einzelsprache verhaftet, in der sie jeweils verfasst ist. Jedoch sprachkritische Überlegungen solcher Art müssen nicht notwendigerweise in der Aporie enden. Eine solche wäre nur denkbar, wenn wir es mit für sich isolierten Einzelsprachen zu tun hätten, und wenn die Mehrsprachigkeit bloss die Summe von Einzelsprachen wäre. Aber von welcher Position aus und in welcher Sprache könnte die Abgeschlossenheit einer Einzelsprache behauptet werden?

Die jahrelange Zusammenarbeit einer Gruppe europäischer Philosophen hat 2004 in Paris das „Vocabulaire européen des philosophies“ hervorgebracht – ein Wörterbuch, das die Einheit der europäischen Philosophie gerade in der Vielheit der verschiedenen einzelsprachigen Ausbildungen aufsucht³. Indem es von der Sprachlichkeit der Begriffe ausgeht, vermag es zu zeigen, dass sich Begriffe wie Bewusstsein, Vernunft, Geist usw. erst im intensiven Kontakt zwischen

den einzelnen Sprachen ausbilden konnten. Der Reichtum des europäischen philosophischen Denkens liegt demnach gerade nicht in der Summe der einzelsprachigen Denkrichtungen, sondern in der Reibung und Durchmischung der verschiedenen Sprachen und Denkweisen.

Erfahrungen solcher Art können einen andern Zugang zum Phänomen der Mehrsprachigkeit vermitteln, denn sie weisen darauf hin, wie stark das sogenannte „eigene“ Denken durchsetzt ist von „fremdem“, fremdsprachigem Denken. Sie eröffnen eine Art von *Anfänglichkeit*, die uns lehrt, Sprachen nicht als geschlossene Systeme zu betrachten, die man einzeln hintereinander lernen muss, sondern als Gebilde, die sich von Anfang an im Kontakt miteinander entwickelt haben. Sie alle tragen lebendige Spuren dieser Kontakte in sich. Was für die geschichtliche Entwicklung der Sprachen gilt, gilt auch für das Erlernen der Kindersprache, das sich von einer anfänglichen Offenheit auf alle Sprachen hin immer mehr spezifiziert auf eine Sprache. Die gelernte Einzelsprache, sprich Muttersprache, trägt aber ihre Öffnung auf alle andern Sprachen immer noch in sich.

1. Anfänglichkeit der literarischen Sprache

Die Literatur führt uns diese Offenheit der Sprachen vor Augen, indem sie eine Erfahrung der irreduziblen Mehrdeutigkeit vermittelt. Ich möchte dies zeigen anhand der ersten Strophe eines Sonetts von Stéphane Mallarmé – „Salut“, einem Gelegenheitsgedicht – das er im Januar 1893 als Toast an einer Feier für die Literaturzeitschrift „La plume“ vorgetragen hatte.

Rien, cette écume, vierge vers
A ne désigner que la coupe;
Telle loin se noie une troupe
De sirènes mainte à l'envers.⁴

Mallarmé beginnt das Gedicht mit „Rien“, einem „Nichts“. Nichts geht

dem Gedicht voraus, das durch es ausgedrückt werden könnte. Es gibt keinen vorsprachlichen Sinn, kein aussersprachliches Denken, das diesen Text bestimmen würde. Sprache ist nicht Übersetzung von bereits Gedachtem.

Das Wort „Literatur“ kommt von den Buchstaben, den „Litterae“, und bezieht sich auf die Schrift. Literatur ermöglicht uns, die wir damals im Januar 1893 nicht dabei waren, diesen von Mallarmé mündlich vorgetragenen Toast lesen zu können. „Scripta manent, verba volant.“ Scheinbar gibt die Schrift die Möglichkeit, das vergänglich Gegenwärtige zurückzuhalten. Was die Literatur zu fixieren vorgibt, ist aber im höchsten Masse unsicher, weil grundsätzlich mehrdeutig und unentscheidbar. Wie soll z.B. die Bedeutung des Reimworts „coupe“ im zweiten Vers festgelegt werden? Einerseits bietet sich die Bedeutung von Champagnerglas an, das Mallarmé beim Rezitieren dieses Toasts in der Hand gehalten haben soll. Andererseits kann sich „coupe“ auch auf das Gedicht selbst, auf das Versende beziehen, das den zweiten Vers vom dritten trennt, sich durch

den Reim aber auch wieder mit ihm verbindet. Diese Selbstbezüglichkeit des Gedichts wird im ersten Vers schon im Ausdruck „vierge vers“ angedeutet. Er kann sich auf den noch „jungfräulichen“ Anfang des Sonettes im ersten Vers beziehen. Lesen wir das Gedicht laut, so klingt im Wort „vers“ das homophone „verre“ an, wiederum ein Zeichen für das Glas, das der Dichter in der Hand hält.

Bereits durch diese ersten einfachen Beobachtungen erscheint ein verwirrendes Spiel zwischen dem Gelegenheitsgedicht, das in einem ganz bestimmten Moment vorgetragen wurde und der virtuellen Dimension der Schrift, die andauert und die jederzeit durch eine Lektüre aktualisiert werden kann. Damit tritt der Moment der Lektüre in Verbindung mit jenem Moment des Rezitierens, auf den sich das Sonett bezieht. Wie wir gesehen haben, öffnet jedoch gerade dieser Bezug des Gedichts auf seinen Vortrag den Moment selbst, in welchem es vorgetragen wird. Die Verunsicherung darüber, ob das Gedicht sich auf jenen Moment oder auf sich selbst als Text bezieht, verleiht dem Moment selbst einen virtuellen





Status. Die erste Strophe von „Salut“ bezieht sich nur scheinbar auf einen historisch fixierbaren Moment. Indem sie ihn durch die Schrift fixiert, öffnet sie ihn gleichzeitig auf die Zukunft in Hinblick auf weitere mögliche Lektüren. Dadurch verleiht sie ihm eine Anfänglichkeit, die fort dauert in jeder weiteren Interpretation. Der Text beginnt zu prickeln und zu perlen wie Champagner im Glas. Stellt man sich die Gruppe von Sirenen mit ihren Flossen vor, wie sie ins Meer eintauchen („sirènes à l’envers“), so sieht man wiederum Champagnergläser vor dem geistigen Auge auftauchen. Ebenso kann der Beginn des Sonetts „Rien c(ette)...“ als ein Anagramm von „Sirènes“ gelesen werden. Was hat uns die Lektüre dieser vier Verse von Mallarmé gezeigt? Erstens, dass die literarische Sprache nicht linear verläuft, dass sich in ihr

nicht Gedanke an Gedanke reiht, wie die instrumentelle Sprachauffassung dies annimmt. Zweitens, dass sich kein Gedanke aus ihr ablösen lässt, der unabhängig von ihr existieren könnte. Drittens, dass der literarische Text immer auch selbstreferentiell ist und dadurch an der Bildung von Sinn selbst teilnimmt. Viertens, dass er kraft seiner irreduziblen Mehrdeutigkeit immer offen bleibt und ein komplexes Geflecht von gleichzeitig möglichen, polyphonen Sinnkomponenten bildet. Dadurch regt er fünftens auch immer wieder zu neuen Lektüren an, was z.B. bei einem Börsenbericht nicht unbedingt der Fall ist.

Aus diesen fünf Punkten könnte man schliessen, dass diese Strophe von Mallarmé gerade ein Beispiel sei für das Verhaftetsein einer Rede innerhalb einer Sprache – hier der französischen. Denn wie könnte eine Übersetzung

in eine andere Sprache alle die aufgezeigten Bezüge wiedergeben? Wer so argumentiert, bleibt aber seinerseits befangen innerhalb der Idee der von einander getrennten Einzelsprachen. Die Lektüre dieser Strophe hat aber gezeigt, wie Mallarmé die französische Sprache öffnet und sie zum Perlen bringt wie Champagner. Dadurch verunsichert er den scheinbar sicheren Gebrauch dieser Sprache. Sie rückt in weite Ferne und wird eigenartig fremd. Der Leser wird dadurch aufgefordert, den Umgang mit ihr wieder „von Anfang an“ zu lernen, dabei aber diese Anfänglichkeit in Bezug auf „seine eigene Muttersprache“ und auf alle andern Sprachen nie mehr zu verlieren.

2. Die Einsprachigkeit der andern

Ähnlich wie die Literatur verunsichert auch der Mehrsprachige die Vorstellung von den getrennten Einzelsprachen, denn er denkt und fühlt gleichzeitig in zwei oder mehreren Sprachen. Dadurch tut sich ihm die Relativität der einen, scheinbar sprachbehafteten Denk- und Sichtweisen auf. Er sieht die Welt aus verschiedenen Perspektiven, die er aber alle in sich vereint. Zudem löst er die Vorstellung von der einen Muttersprache und dem in ihr Beheimatetsein auf. Wenn er in einer Sprache spricht, dann murmeln die andern immer auch mit. Wie aber kann er von dieser Erfahrung der Mehrsprachigkeit berichten? In welcher Sprache sollte er dies tun? Es liegt keine Metasprache vor, die solches ermöglichen könnte, denn sie würde sich sogleich innerhalb der einen Sprache, *in* der sie spricht und *über* die sie spricht, von sich selbst distanzieren. Dadurch würde sie dieser Sprache fremd und die Situation der Mehrsprachigkeit wäre wieder hergestellt.

Das Leben zwischen den Sprachen kann sehr anregend, unter Umständen aber auch sehr schwierig sein, wie uns

Jacques Derrida in „Le monolinguisme de l'autre“⁵ berichtet. Es geht um die Zeit von den Dreissiger- bis zu den frühen Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts in Algerien, wo Derrida als Jude französischer Nationalität mit arabischen Freunden in ursprünglich berberischem Gebiet nicht nur zwischen den Sprachen sondern auch zwischen den Fronten lebte, welche diese bildeten. In der Schule wurde ihm das Französisch als die offizielle Sprache beigebracht. Arabisch und Berberisch wurden zwar als Fakultativfächer angeboten, waren aber verpönt und dies in einem arabischen Land!

In seinem Buch stellt Derrida immer wieder die Frage nach der schwierigen, ja unmöglichen kulturellen und sprachlichen Identität. Gleich zu Beginn formuliert er eine Antinomie, die aus zwei sich gegenseitig ausschliessenden Formulierungen besteht: „1. On ne parle jamais qu'une seule langue. 2. On ne parle jamais une seule langue.“⁶ Mit dem ersten Satz meint Derrida, dass jeder als Resultat seines Lebens ein eigenes Idiom spricht, das durch mehrere Sprachen geprägt sein kann, und das ihn auszeichnet, ohne dass er sich jedoch dieser Singularität bewusst wäre. Zweitens jedoch ist dieses Idiom keine Einzelsprache, sondern durchsetzt von anderen Idiomen, Dialekten oder Sprachen. Anders formuliert, man spricht nur *eine* Sprache, aber man besitzt sie nicht. Und man spricht nie nur eine Sprache, aber diese *verschiedenen* Sprachen gehören jeweils den andern, den Lehrern, den Politikern, usw. Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit schliessen sich in dieser Antinomie nicht aus, lassen sich aber auch nicht zu einer Einheit verbinden. Was ich als „meine“ Sprache bezeichne, setzt sich immer schon aus vielen Sprachen zusammen.

Derrida würde seine Identität niemals als franko-maghrebinisch bezeichnen. Die Identität eines Mehrsprachigen kann nicht einfach die Summe von zwei oder mehreren Sprachen und Kulturen sein, sondern beinhaltet auch

alle Konflikte zwischen ihnen. Derrida spricht eher von einem „trouble de l'identité“⁷. So vermag auch die Staatsbürgerschaft keine Identität zu stiften, denn man kann sie auch verlieren, wie das die französischen Juden in Algerien während des Zweiten Weltkriegs erleben mussten.

Ohne näher auf die z.T. sehr komplexen Überlegungen Derridas zur Beziehung von Identität und Sprache(n) eingehen zu können, nur so viel: Es geht, wie wir das früher schon bemerkt haben, kein denkerischer Selbstbezug einer Sprache voraus, der ihre Identität gewährleisten könnte. Dieser Selbstbezug kann sich nur innerhalb einer Sprache vollziehen. Die Einsprachigkeit, von der der erste Satz der Antinomie spricht, ist jedoch nicht von der Art, dass ich sie als die meine bezeichnen könnte. Sie entgeht mir gerade insofern, als ich sie spreche. Versuche ich Distanz zu ihr zu gewinnen, etwa um sie zu analysieren, so bekommt der zweite antinomische Satz Gültigkeit. Ich entdecke innerhalb meiner Sprache eine Vielheit von Sprachen, die mir aber nicht gehören, weil sie von andern kommen, und das heisst im Falle Derridas vor allem die Sprache der französischen Kolonialisten in Algerien, die versuchten, diese Sprache mit brutaler Gewalt durchzusetzen und sie als die offizielle Landessprache zu etablieren.

3. Verständigung zwischen den Sprachen

Beim Gedicht von Mallarmé haben wir gesehen, wie die literarische Selbstreflexion eine Sprache insofern verfremden kann, als sie die Vorstellung von ihr als Kommunikationsinstrument verunsichert. Die scheinbar lineare Beziehung zwischen den Wörtern und den Sachen wird aufgelockert und geöffnet auf eine Erfahrung der unabschliessbaren Anfänglichkeit hin, in der die Sprache nie zu einem kontrollierbaren System gerinnen kann.

Von derselben Erfahrung spricht auch Derrida. Was ich als *meine* (Mutter) Sprache bezeichne, ist durchsetzt von vielen anderen Sprachen und Dialekten. Es kann die *eine* Sprache nicht geben. Die Bemühungen, eine solche durchzusetzen, sind oft Ausdruck von Machtinteressen und Nationalismen. Jede Sprache ist in sich schon mehrsprachig. Trotzdem bleibt die Frage offen, welche Sprache eine einzelne Person spricht. Die letztlich unbestimmbare Singularität der „eigenen“ Sprache tritt in eine geheimnisvolle Beziehung zur Universalsprache, von der die Dichter seit Jahrtausenden träumen, die aber keine gesprochene Sprache, etwa das Englisch, sein kann. Eloge der Anfänglichkeit ist eine Erinnerung an die Anfänglichkeit aller Sprachen, welche diese offen hält auf eine Verständigung *zwischen* ihnen, wobei der Schwerpunkt auf dem *Dazwischen* liegt und nicht auf der Abgeschlossenheit der einzelnen Sprachen.

Anmerkungen

¹ Abschlussrede der letzten Jahrestagung (2007) der APEPS.

² Siehe dazu den Eintrag „Logos“ in „Vocabulaire européen des philosophies“, Barbara Cassin (Hg.), Le Robert, Seuil, Paris 2004, S. 727-740.

³ Siehe meine Buchbesprechung zum «Vocabulaire européen des philosophies», in *Schweizer Monatshefte*, Juni/Juli 2005, S. 67.

⁴ Stéphane Mallarmé, „Salut“, in *Oeuvres complètes*, Bibliothèque de la Pléiade, Gallimard, Paris 1945, p. 27.

⁵ Jacques Derrida, *Le monolinguisme de l'autre*, Galilée, Paris 1996.

⁶ Op.cit., p. 21.

⁷ Op. cit., p. 32.

Marco Baschera

ist Titularprofessor für französische, allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Zürich sowie Gymnasiallehrer für Französisch und Italienisch am MNG Rämibühl in Zürich.